

2. RELEKTÜREN

Nach den vorangegangenen Überlegungen zur Klärung des Gegenstandes, auf den sich unterschiedliche Emotionstheorien in je spezifischer Weise beziehen, soll nun zunächst ein Ansatz Berücksichtigung finden, der, obwohl kein psychologischer im engeren Sinne, gleichwohl in nahezu jedem Lehrbuch zur Emotionspsychologie behandelt wird, und dessen Bedeutung wohl nicht zuletzt darin besteht, daß er zwei Forschungslinien begründet hat, die gleichermaßen bis in die Gegenwart fortbestehen.

2.1 Charles Darwin

Die Rede ist von Charles Darwins einflußreicher Arbeit »The expression of the emotions in man and animals«, die 1872 erschien und noch im selben Jahr ins Deutsche übersetzt wurde. Für den »Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren« interessierte sich Darwin aus denselben Gründen, aus denen er sich auch z. B. den morphologischen Unterschieden von Finkenschnäbeln auf den Galápagos-Inseln widmete: So wie letztere als Beleg für die Evolutionstheorie bzw. für die unter der Wirkung ihres zentralen Mechanismus der Selektion¹ stattfindenden Diffe-

1 Die Mutation als zweiter, ebenso wichtiger Mechanismus war Darwin – zumindest was die genetischen Vorgänge betrifft, auf denen sie beruht – noch unbekannt. Die Mutation bezeichnete zunächst die Beobachtung von Züchtern, daß auch in reinen, d. h. lange ingezüchteten Linien sprunghaft einzelne Abweichungen vorkommen, für die »der Begriff ›Mutation‹ erstmals verwendet worden« ist (Marquardt 1957, S. 11). Jedoch war ebenfalls bekannt, daß in solchen Linien die Nachkommen ohnehin nicht völlig den Eltern gleichen, sondern in ihren (genetisch determinierten) Eigenschaften, bedingt z. B. durch Umweltbedingungen während des Wachstums, abweichen, nämlich um Mittelwerte streuen, was als »Variabilität« der Organismen bezeichnet wurde. Erst um die Wende zum 20. Jahrhundert (und trotz der bereits gegen 1865 durchgeführten, aber unbekannten Arbeiten Gregor Mendels) konnte durch Nachzucht von reinlinigen Bohnen mit weit vom Mittelwert entfernten Merkmalen gezeigt werden, daß die Variabilität der Organismen nicht für die notwendige Vielfalt, aus der dann selektiert wird, verantwortlich sein konnte: Denn die Nachkommen auch sehr großer und sehr kleiner (Geschwister-)Bohnen streuen

renzierung alles Lebendigen formuliert und präsentiert wurden, so widmete sich Darwin auch den Gefühlen – genauer dem gestischen und (was den Menschen betrifft vor allem) mimischen Ausdruck von Gefühlen – in der Hoffnung, einen weiteren Beleg für »seine« Evolutionstheorie zu finden. Solche Belege läßt die Untersuchung des »Ausdrucks der Gemüthsbewegungen« in zweierlei Hinsicht erwarten: Zum einen läßt sich der Aufweis universal, also allen Menschen gemeinsamer Ausdrucksbewegungen als Beleg für die Gültigkeit der Evolutionstheorie lesen; zumindest unter der Zusatzannahme, daß alle Menschen ähnliche – wie man heute sagen würde – »biologische Nischen« bewohnen und daher einem ähnlich gearteten »Anpassungsdruck« unterliegen. Zum anderen ließe sich durch den Aufweis von Ähnlichkeiten oder sogar Entwicklungslinien vom tierischen zum menschlichen »Ausdruck der Gemüthsbewegungen« ein Beleg für den allmählichen Übergang vom Menschen zum Tier finden – und damit gegen eine instantane Schöpfung, eine »Creatio ex nihilo« des Menschen, gegen die Darwin zu seiner Zeit bekanntlich vor allem argumentieren mußte.² Darwin geht beide Wege – und er geht sie mit einer Vielzahl von für seine Zeit ausgesprochen innovativen Methoden (ohne freilich Worte wie »multimethodal« oder gar »Triangulation« verwenden zu müssen).

wiederum um denselben, gemeinsamen Mittelwert (hatte sich doch ihre genetische Ausstattung nicht verändert). Damit war die Mutation – als Veränderung des Erbgutes – als entscheidendes Komplement zur Selektion erkannt. Darwin selbst hatte in den jahrelangen Umarbeitungen nach anfänglicher Favorisierung der Mutation (als Beobachtung von Züchtern) sich schließlich bis zum Erscheinen seines »On the Origin of Species by Means of Natural Selection« im Jahr 1859 (fälschlich) für die Variabilität der Organismen als verantwortlichen Mechanismus zur Erzeugung der notwendigen Vielfalt entschieden (vgl. zur Geschichte des Mutationsbegriffes Marquardt 1957, S. 10 ff.).

- 2 Dieser zweite Weg, also die Suche nach Gemeinsamkeiten zwischen Mensch und Tier, muß für Darwin folgerichtig bedeutender, aussagekräftiger sein als die Suche nach interkulturellen Gemeinsamkeiten, wenn er Belege für das so zentrale »Princip der Entwicklung« (alles Lebendigen, also auch des Menschen aus den nicht-menschlichen Tieren; Darwin 1872, etwa S. 11, 19 et passim) sucht. Auch für die Suche nach einer theoretischen Erklärung für die Ausdrucksformen sieht er hier den entscheidenden Prüfstein – in der Frage nämlich, ob eine solche Erklärung menschlichem *und* tierischem Ausdruck gleichermaßen gerecht wird. Demzufolge ist er denn auch »zu glauben geneigt, dass diese letztere Methode [nämlich der Vergleich von Menschen und Tieren unter Heranziehung äquivalenter Erklärungen für das Beobachtete, A. K.] von allen die dienstbarste ist« (ebd., S. 18).

2.1.1 Methoden

Obwohl die von Darwin verwendeten Methoden hier nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen (für genauere Darstellungen vgl. Darwin 1872, S. 13-17; Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1997, S. 42-47), lohnt ein flüchtiger Blick auf die in Rede stehenden Verfahrensweisen. Gleich als *erstes* etwa wird die Beobachtung von Kindern empfohlen bzw. begründet. Sie böten, wie Darwin (1872, S. 13) Sir Charles Bell zitiert, viele seelische Erregungen »mit ausserordentlicher Kraft« dar, »während im späteren Leben mehrere unserer Ausdrucksarten »aufhör[t]en, der reinen und einfachen Quelle zu entspringen, aus welcher sie in der Kindheit hervorgehen« (ebd.). Auffällig ist, in welcher Nähe sich Darwin hier zu zeitgenössischen und ganz und gar nicht evolutionstheoretischen – sondern beispielsweise kulturtheoretischen – Konzepten vom Gefühl bewegt: Die Untersuchung von Kindern, weil bei ihnen das interessierende Phänomen rein und unverfälscht vorliegt, während es später verändert, überformt, kulturell gewandelt wird, verträgt sich ausgesprochen gut mit Ansätzen, die das Gefühl für kulturell oder sozial konstituiert halten und gleichwohl einen angeborenen Kern oder Keim dieses Gefühls (oder mancher Gefühle) annehmen. Der wohl größte Unterschied besteht in der je differierenden, gleichsam vorempirischen Setzung dessen, was als Phänomen in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken hat: ein genetisch determiniertes, »simples« Gefühl, das kulturell überformt wird, oder ein »komplexes« Gefühl, das – neben anderen Wurzeln – auch Wurzeln in genetisch determinierten, simplen oder »Proto-Gefühlen« hat. Als *zweite* Methode nach der Beobachtung von Kindern und wohl aus ähnlichen Gründen wie diese verwendete Darwin Beobachtungen an Geisteskranken, die er jedoch nicht selbst vorgenommen hatte. *Drittens* ließ Darwin Photos vom Gesicht eines alten Mannes von »mehr als zwanzig gebildeten Personen verschiedenen Alters und beiderlei Geschlechts« im Hinblick auf den jeweils zu sehenden Gesichtsausdruck beurteilen. Bei der Entstehung der Photos war dabei der alte Mann nicht etwa gebeten worden, bestimmte Emotionen auszudrücken; die fotografierten Gesichtsausdrücke wurden vielmehr erzeugt, indem bestimmte Muskeln im Gesicht des Mannes, »dessen Haut wenig empfindlich war« (ebd.), elektrisch gereizt wurden – eine skurrile Idee, die gleichwohl manchem nach standardisiertem »Reizmaterial« (hier ausnahmsweise in einem unverhofften Doppelsinn) gierenden psychologischen Experimentator noch immer ein Lächeln der Anerkennung ins Gesicht zaubern mußte. Die von Darwin geplante *vierte* Methode, nämlich die Betrachtung von Werken der Malerei und Bildhauerkunst erbrachte dagegen keinen Beitrag. Um *fünftens* Aussagen über den Ausdruck aus verschiedenen Kulturen zu

erlangen, verwendete Darwin einen Fragebogen, den er 1867 versandte und auf den er 36 Antworten z. B. von »Missionären oder Beschützern der eingebornen Bevölkerung« (ebd., S. 17) erhielt. Als *sechste* und letzte Methode schließlich führte Darwin Beobachtungen bei »einigen der gewöhnlichen Haustiere« (ebd.) durch.

Bemerkenswert ist wie gesagt die Vielzahl der Methoden, mit der Darwin seine Ziele verfolgt. Freilich genügen dabei nicht alle dieser Praktiken auch Anforderungen, wie sie gegenwärtig an (sozial-)wissenschaftliche Methoden gestellt werden. So wird beispielsweise an dem versandten Fragebogen häufig bemängelt, daß die Fragen teilweise suggestiv gestellt gewesen seien. Der Fragebogen enthält Fragen wie »1. Wird das Erstaunen dadurch ausgedrückt, dass die Augen und der Mund weit geöffnet und die Augenbrauen in die Höhe gezogen werden?« (Darwin 1872, S. 15) oder »7. Wenn ein Mensch einen andern verhöhnt oder beissig anfährt, wird dann der Winkel der Oberlippe über dem Hunds- oder Augenzahn auf der Seite erhoben, auf welcher der so angeredete Mensch sich findet?« (ebd., S. 16). Diese Fragen sind in der Tat alles andere als ideal gestellt – immerhin sah Darwin selbst bereits zum Zeitpunkt des ersten Erscheinens seines Buches »dass sie bedeutend besser hätten gestellt werden können« (ebd., S. 15). Insbesondere die im weiteren wiedergegebenen Beobachtungen könnten jedoch noch heute in ähnlicher Weise gemacht und publiziert werden. Sie zeugen nicht nur vom aufmerksamen Auge des Verfassers, sondern darüber hinaus von seinem leisen Humor – und gerade letzterer macht das Buch noch heute ausgesprochen lesenswert. Um auch hierfür ein Beispiel nicht schuldig zu bleiben: »Werden Katzen erschreckt, so stehen sie in voller Länge da und krümmen ihren Rücken in einer bekannten lächerlichen Art. Sie spucken, zischen oder knurren. Das Haar am ganzen Körper und besonders am Schwanz richtet sich auf« (ebd., S. 129). Es geht – natürlich – um den sprichwörtlichen »Katzenbuckel«. Nach weiteren, detaillierten Beschreibungen, aber auch Mutmaßungen über die Gründe dieses Verhaltens – Darwin spekuliert, daß Katzen ihren Rücken krümmen (ähnlich, wie manche Vögel ihre Federn schütteln), um ihrem Gegner größer zu erscheinen³ – werden die Betrachtungen auch auf andere Katzen ausgedehnt. »Die Wärter im zoologischen Garten haben aber keine irgend derartige Neigung zu dieser Stellung bei größeren katzenartigen Thieren wie Tiger, Löwen u. s. w. gesehen« fährt Darwin fort (ebd., S. 130), und schließt lapidar: »Diese haben aber auch wenig Ursache, sich vor irgend einem anderen Thiere zu fürchten« (ebd.).

3 Und äußert damit einen Gedanken, der mittlerweile ein Allgemeinplatz geworden ist (womit nicht gesagt sein soll, daß er allein auf Darwin zurückgeht – ähnliche Überlegungen finden sich bereits in Brehms Tierleben, vgl. etwa Darwin 1872, S. 97).

Damit ist nun einleitend geklärt, was genau Darwin untersucht hat, vor allem auch, warum er seine Untersuchungen durchgeführt, aus welchem Kontext heraus und mit welchen Interessen er sich dem Studium der Emotionsausdrücke gewidmet hat. Darüber hinaus ist – zumindest im Prinzip – klar, *wie* er die betreffenden Untersuchungen angelegt und durchgeführt hat. Es bleibt die (nicht ganz einfache) Aufgabe, das ausgesprochen materialreiche Buch, die Fülle an Beispielen auf einige wichtige, inhaltliche Ergebnisse zu reduzieren sowie sich schließlich den Erklärungen zuzuwenden, die Darwin für die von ihm gesammelten Befunde anbietet.

2.1.2 Ergebnisse

Was also zunächst die wichtigsten Ergebnisse angeht, die Darwin im Verlauf seiner Untersuchungen zusammenträgt und in einem letzten Kapitel noch einmal zusammenfassend wiedergibt, so lassen sie sich folgendermaßen reformulieren:

1. Die meisten der von ihm beschriebenen Verhaltensweisen, mit denen wir Emotion ausdrücken, sind vererbt und angeboren.

2. Ihre Entstehung läßt sich durch drei Prinzipien, die Darwin als Resultat seiner Arbeit aufstellt, erklären.⁴

Dies sind die Hauptbefunde; sie lassen sich freilich weiter differenzieren. Zunächst zu Punkt 1: Wie begründet Darwin seine Vermutung von der Angeborenheit der (meisten) Emotionsausdrücke (die sich, beinahe überflüssig zu sagen, aufs trefflichste in sein um das »Princip der Entwicklung« herum gebaute Gedankenmodell einfügt)?

Darwin findet in den meisten Fällen – er untersucht ja nach den bereits skizzierten einleitenden Kapiteln über die Prinzipien und zwei weiteren Kapiteln über den Emotionsausdruck bei Tieren eine Vielzahl von Emotionen bzw. Emotionsausdrücken gesondert und der Reihe nach, darunter auch solche, die wir heute nicht mehr als Emotionen bezeichnen würden, wie etwa die Andacht – eine hohe interindividuelle Übereinstimmung bei der Beurteilung der auf Photos präsentierten Emotionsausdrücke (sowie der Photos des Mannes mit den galvanisierten Gesichtsmuskeln – welch letztere jedoch teilweise schwieriger zu beurteilen gewesen seien, da sie einen »unnatürlichen« Gesichtsausdruck zeigten). Weit wichtiger noch – denn eine solche Übereinstimmung könnte ja durchaus das Resultat einer Konvention sein – ist die Tatsache, daß solche Emotionsausdrücke »von ganz

4 Genauer: Sie lassen sich durch diese drei Prinzipien, oder – hier läßt sich Darwin stets eine Hintertür offen – durch weitere, erst noch zu findende und »sehr analoge Prinzipien« (ebd., S. 358) erklären.

kleinen Kindern, von Blindgeborenen und von den allerverschiedensten Menschenrassen ausgeführt werden« (Darwin 1872, S. 361). Daß kleine Kinder Emotionsausdrücke zeigen, die sie (noch) nicht gelernt haben können – Darwin bezieht sich hier mehrfach auf detaillierte Beobachtungen seiner eigenen Kinder (vgl. hierzu auch Darwin 1998) –, und daß Blindgeborene solche zeigen, die sie nicht gesehen und durch Nachahmung übernommen und erlernt haben können – wie im »Fall Laura Bridgman«, einem blind und taub geborenen Mädchen –, dient gleichermaßen als Indiz für das Angeborensein der in Rede stehenden Verhaltensweisen. Insbesondere die Tatsache, daß »alle die hauptsächlichen Ausdrucksweisen, welche der Mensch darbietet, über die ganze Erde dieselben sind« (ebd., S. 369) ist für Darwin nicht nur interessant, »da sie ein neues Argument zu Gunsten der Annahme beibringt, daß die verschiedenen Rassen von einer einzigen Stammform abstammt sind« (ebd.), sondern auch weil dieser Befund einer »hohen interkulturellen Übereinstimmung«, wie man es heute nennen würde, bereits für sich genommen ein Beleg dafür ist, daß die untersuchten Emotionsausdrücke mehr mit der Beschaffenheit des Menschen als Menschen zu tun haben – also etwa von physiologischen oder anatomischen Gegebenheiten abhängen, und damit von Rahmenbedingungen, die sich langsam und unter den Mechanismen der Evolutionstheorie ändern –, als von spezifischen Charakteristika menschlicher Gesellschaften oder Kulturen, und damit von Rahmenbedingungen, die letztere bspw. in der alltäglichen Praxis setzen und die sich schneller und auf andere Art und Weise verändern.⁵

Die Erklärungen, die Darwin für einzelne Emotionsausdrücke mit Hilfe seiner drei Prinzipien (vgl. unten) konstruiert, können im Einzelfall recht kompliziert werden: Ein Beispiel hierfür ist die schräge Stellung der Augenbrauen beim Ausdruck von Traurigkeit, bei dem allein die inneren Enden der Augenbrauen etwas angehoben werden, wodurch sich charak-

-
- 5 Aus verschiedenen Gründen bemüht die verbreitete Rede von der »kulturellen Evolution« demzufolge natürlich eine höchst problematische Metapher (vgl. Verbeek 1998 sowie die darauf bezogenen Kritiken im gleichen Heft). Nur einer der Gründe stellt etwa die prinzipielle »Sinnblindheit« der Evolution im Gegensatz zur zentralen Rolle der Kategorie »Sinn« bei jeder menschlichen Entwicklung, jeder Geschichte dar. (Damit ist natürlich nicht gemeint, daß jede Entwicklung eine Höherentwicklung, jede Geschichte eine Fortschritts-geschichte ist; noch auch nur, daß es sich hierbei um Prozesse ohne abrupte Brüche, Abrisse oder Verwerfungen handelt. Gemeint ist vielmehr, daß selbst eine Revolution oder ein schlagartiger Umbruch in der Auffassung einer Kunstrichtung gekennzeichnet ist durch die Beschäftigung mit den zeitgenössischen Sinngehalten bzw. Interpretationsangeboten. Auch von heute an alles anders machen kann nur, wer weiß und versteht, wie es derzeit gemacht wird; noch der Bruch mit allen Regeln setzt ihre Kenntnis voraus.)

teristische Falten in der Mitte der Stirn bilden können (der Ausdruck ist detailliert beschrieben [Darwin 1872, S. 181 ff.], es finden sich auch Photos).⁶ Die Erörterungen »über die Ursache der schrägen Stellung der Augenbrauen im Leiden« (ebd., S. 190; vgl. neben S. 190 ff. auch zusammenfassend S. 359) beruhen auf denjenigen zum Gesichtsausdruck beim Weinen (bzw. beim Schreien kleiner Kinder). Für letzteres sind demnach Veränderungen der Atmung charakteristisch (deren auffälligste Folge vermutlich das Schluchzen ist). Durch die sich dabei ändernden Druckverhältnisse im Respirationstrakt ändert sich auch der Blutdruck in den das Auge versorgenden Gefäßen: Empfindlichen Geweben des Auges wie der Netzhaut droht damit Beschädigung. Durch das Schließen der Augen und die Kontraktion der sie umgebenden Ringmuskeln wird ein Gegendruck aufgebaut, der die Beschädigung verhindert. (Dies soll die Ursache dafür sein, warum wir nicht nur beim Schreien die Augen schließen, sondern auch z. B. beim Niesen oder heftigen »Durch-die-Nase-Schnauben«.) Die (habitualisierte) Kontraktion der ringförmigen Muskeln um die Augen leistet einen Beitrag zum Emotionsausdruck für das Schreien. Im Falle des Leidens (oder des Kummers) kann diese – durch Gewohnheit breit gebahnte – Kontraktion der ringförmigen Muskeln um das Auge nun nicht mehr verhindert werden; zu unauflöslich ist sie mit der Empfindung der »geringsten Not« assoziiert. Gleichzeitig soll Schreien vermieden werden,⁷ eine Kontraktion der Ringmuskeln (die vor den Folgen des Schreiens schützt) ist folglich sachlich unnötig. Da sie jedoch nicht verhindert werden kann, besteht die einzige Möglichkeit zu ihrer »Milderung« darin, zusätzlich ihre Antagonisten zu kontrahieren. Diese erkennt Darwin in den zentralen Bündeln des Stirnmuskels; »diese letzteren Bündel erheben durch ihre Zusammenziehung allein die inneren Enden der Augenbrauen; und da die Augenbrauenrunzler in derselben Zeit die Augen zusammenziehen, so werden ihre inneren Enden in eine große Falte oder einen Klumpen zu-

- 6 Meines Wissens ist nie versucht worden, diese alten Beschreibungen (und Photographien) mit einem modernen Verfahren wie z. B. dem »Facial Action Coding System (FACS)« (vgl. Ekman & Friesen 1988, 1978) zu untersuchen; dabei könnte es durchaus interessant sein, hier nach Übereinstimmungen oder auch Abweichungen zu fahnden. Das »FACS« beruht kurz gesagt darauf, die Kontraktionen einzelner Gesichtsmuskeln (bzw. auch isoliert zu kontrahierender Muskelanteile oder -gruppen), so wie sie sich auf der Haut abzeichnen, als Bewegungseinheiten (Action Units) zu »kodieren« – was wohl nach einiger Übung recht gut möglich ist. Gesichtsausdrücke lassen sich dann präzise beschreiben als Kombination mehrerer solcher Action Units.
- 7 Darwin gerät hier wiederum in die Nähe von im weitesten Sinne »kulturtheoretischen« Erklärungen des Emotionsausdruckes; hier natürlich, wenn er von der »Vermeidung« des Weinens redet, sowie an anderen Stellen, an denen er die geschlechtsspezifisch unterschiedliche Häufigkeit des Weinens konstatiert (vgl. unten, S. 164 f.).

sammen gelegt« (ebd., S. 181). Die Erklärung einzelner Emotionsausdrücke wird also mitunter eine recht komplexe Angelegenheit; auch wird nun deutlich geworden sein, wie sie im Regelfall auf physiologische oder anatomische Besonderheiten zurückgreift. Damit wiederum sollte nun klar ersichtlich sein, auf welche Weise nicht nur die Entdeckung von Gemeinsamkeiten unter den »verschiedensten Menschenrassen« als Beleg für Darwins These gelten darf, sondern darüber hinaus – was als letzter Punkt im Zusammenhang mit den Befunden Darwins angesprochen werden muß – sogar die Entdeckung von Gemeinsamkeiten (aber auch Unterschieden!) des Emotionsausdrucks von Menschen und von Tieren – dies letztere nämlich auf dem Fundament von Gemeinsamkeiten (und Unterschieden) des physiologischen bzw. anatomischen »Substrats«. ⁸ Darwin erläutert (und »erklärt«) alle von ihm behandelten Emotionsausdrücke auf prinzipiell vergleichbare Weise; er setzt darüber hinaus vorgefundene Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit dem Zeitpunkt in Zusammenhang, zu dem die entsprechenden Verhaltensweisen stammesgeschichtlich erworben sein dürften (vgl. ebd., S. 369 ff.). Obendrein diskutiert er die Frage, ob auch die Fähigkeit, die Emotionsausdrücke wiederzuerkennen, angeboren sei (vgl. ebd., S. 366 ff.), die er – kurz gesagt – im wesentlichen bejaht. Auf die »Grenzen der Vererbung«, wie sie Darwin selbst sieht, komme ich unten (vgl. S. 161 ff. unter dem Zwischentitel »Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen«) noch zu sprechen.

2.1.3 Erklärungen: drei Prinzipien

Damit zur Differenzierung des zweiten oben genannten Befundes: Was nun die Erklärung der »Emotionsausdrücke« – genauer eigentlich, ihrer Entwicklung – angeht, so postuliert Darwin drei Prinzipien oder Gesetze, die sich in den ersten drei Kapiteln seines Buches finden. Aus Gründen der Lektüre – wir würden heute vielleicht sagen, aus didaktischen Gründen –, d. h. um die Leser eingangs mit den Prinzipien auszustatten, die sie dann anhand der folgenden Beispiele selbst auf ihre Plausibilität hin beurteilen können sollen, stellt Darwin die Prinzipien seinen eigentlichen Untersu-

8 Salopp formuliert: Während Menschen bei Überraschung die Augenbrauen heben, um besser gucken zu können, und den Mund öffnen (»Oh«), um den Organismus auf einen tiefen Atemzug vorzubereiten, findet sich bei Menschenaffen zwar das Heben der Augenbrauen (aus demselben Grund), nicht aber das Öffnen des Mundes. Die Erklärung: Menschenaffen atmen, wie man hört, in ausgeprägter Weise durch die Nase als durch den Mund – im Gegensatz zum Menschen.

chungen voran, nicht ohne zu betonen, daß sie selbstverständlich ein Resultat seiner Beschäftigung mit dem Gegenstand sind (vgl. 1872, S. 27).

Da wäre zunächst das *Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten*: »Gewisse complicirte Handlungen sind unter gewissen Seelenzuständen von directem oder indirectem Nutzen, um gewisse Empfindungen, Wünsche u. s. w. zu erleichtern oder zu befriedigen; und sobald derselbe Seelenzustand herbeigeführt wird, so schwach dies auch geschehen mag, so ist infolge der Macht der Gewohnheit und der Association eine Neigung vorhanden, dieselben Bewegungen auszuführen, wenn sie auch im gegebenen Falle nicht von dem geringsten Nutzen sind« (ebd., S. 28). In einer anderen Formulierung besagt das erste Prinzip, »dass wenn irgend eine Empfindung, Begierde, ein Unwillen u. s. w. während einer langen Reihe von Generationen zu irgend einer willkürlichen Bewegung geführt hat, dann eine Neigung zur Ausführung einer ähnlichen Bewegung beinahe mit Sicherheit erregt werden wird, so oft dieselbe oder irgend eine analoge oder associierte Empfindung u. s. f. wenn auch sehr schwach erfahren wird, trotzdem, daß die Bewegung in diesem Falle nicht von dem geringsten Nutzen sein kann« (ebd., S. 49) – oder doch zumindest unabhängig von einem möglichen Nutzen. Dieses Detail ist nicht völlig geklärt: Zwar betont Darwin mehrfach, daß nach dem Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten zustandegekommene Bewegungen oder Verhaltensweisen in ihrem – nun neuen – Kontext nicht mehr von Nutzen sind, doch finden sich eben auch Beispiele dafür, daß sie nach wie vor nützlich bleiben. Auch bei der Einführung des zweiten Prinzips, welche sich auf das erste Prinzip stützt, ist letzteres so charakterisiert (»Gewisse Seelenzustände führen zu bestimmten gewohnheitsgemässen Handlungen, welche, nach unserm ersten Princip, zweckmässig sind [und gerade nicht: einstmals waren, A. K.]« Darwin 1872, S. 28 f.). Diese Diskrepanz ist sicherlich kein entscheidender Punkt; beide Fälle lassen sich subsumieren, wenn man vom Nutzen ganz absieht und gewohnheitsmäßig entstandene Bewegungen bzw. Verhaltensweisen in einen neuen Kontext sich übertragen denkt, eben *unabhängig* von ihrem Nutzen.

An beiden zentralen Stellen (Darwin 1872, S. 28, 49 f.) wird das erste Prinzip im Hinblick auf den Emotionsausdruck bzw. dessen Kontrolle noch weiter differenziert und detailliert: Die Bewegungen, zu denen man durch Gewohnheit neigt, können zum einen willentlich *teilweise* unterdrückt werden – in diesen Fällen werden jedoch unter allen beteiligten Muskeln die am wenigsten unter der Kontrolle des Willens stehenden am ehesten dennoch tätig und in der Folge einen Ausdruck produzieren. Und zum anderen lassen sich die entsprechenden Bewegungen der Muskeln in manchen Fällen auch *nur durch die Bewegung anderer Muskeln* (z. B. die Kontraktion der Antagonisten) unterdrücken – dann wird diese andere

Bewegung zum Ausdruck (vgl. als Beispiel die bereits behandelte »Ursache der schrägen Stellung der Augenbrauen im Leiden«). Beide Spezifizierungen können für meine Zwecke ab jetzt vernachlässigt werden.

Gemeint ist mit diesem ersten Prinzip also, wie spätestens anhand der sich anschließenden Beispiele deutlich werden wird, folgendes: Zunächst werden unter dem Einfluß, oder zumindest – wie man vielleicht richtiger sagen sollte – während des Vorhandenseins bestimmter Gefühle bestimmte Handlungen oder Bewegungen vollzogen, die in der gegebenen Situation nützlich und hilfreich sind. So könnte bspw. ein Erschreckender die Augenbrauen hochziehen und die Augen weit öffnen, um das Objekt, welches Ursache seines Erschreckens war, besser und schneller in den Blick fassen zu können. Er könnte den Mund mehr oder minder weit öffnen, womöglich gar einen ersten Schwall Luft geräuschhaft einatmen, um sich auf eine dem Erschrecken mehr oder minder häufig folgende, körperliche Anstrengung – bspw. durch Flucht oder Angriff – vorzubereiten. Diese Verhaltensweisen – das weite Öffnen der Augen, das Einziehen von Luft – oder auch kompliziertere Handlungen werden nun zweitens durch vielfache Wiederholungen (bei denen jeweils auch die entsprechende Emotion vorliegt) so gewohnt (und auch gewöhnlich), daß sie nicht mehr, wie noch anfangs vonnöten, willentlich ausgeführt werden müssen, sondern als eine Art Reflex vorliegen.⁹ Die zunächst willentlich vollzogenen (und nützlichen) Bewe-

9 Darwin skizziert denn auch im ersten Kapitel knapp den von ihm zugrundegelegten Reflexbegriff; das Interessante an der Lektüre gerade auch älterer Bücher ist ja nicht zuletzt, mal vage, mal gut deutbare Spuren anderer Denkrichtungen, mal dunkle, verzerrte, nur im Keim vorhandene, mal deutliche, frappierende Vorläufer späterer Ansätze aufzufinden. Das »Einschleifen«, das »Automatisch-werden« einfacher Verhaltensweisen durch beständige Wiederholung erinnert natürlich nicht von ungefähr an behavioristische Lernprinzipien. Lediglich Belohnung und Bestrafung, Verstärkung und »Entstärkung« oder Abschwächung als – zugegebenermaßen zentrale – Konzepte müssen als eine unter verschiedenen möglichen Antworten auf die Frage, *warum* ein Verhalten wiederholt wird, noch hinzugefügt werden, um zum »Grundriß« des operanten Konditionierens zu gelangen. Wie sehr der von Darwin verwendete Begriff »künstlicher« (also nicht spinaler) Reflexe an dasjenige erinnert, was wir heute vielleicht »reflexartige« (oder eben konditionierte) Verhaltensweisen nennen würden, verdeutlichen die beiden folgenden Zitate, welche zugleich andeutungsweise ein wenig Licht auf die Fundamente des Behaviorismus werfen, aus denen er erwachsen ist und auf denen er aufruht. »Professor Huxley bemerkt [...], dass die dem Rückenmarke eigenen Reflexthätigkeiten natürliche sind, dass wir aber mit Hülfe des Gehirnes, dass heisst also durch Gewohnheit, eine Unzahl künstlicher Reflexthätigkeiten erlangen können« (Darwin 1872, S. 36, Fußnote 9). Wie gesagt scheint mir das Wesentliche eines konditionierten Verhaltens im Begriff »künstlicher Reflex« gut getroffen. »Es verdient ferner Erwähnung, dass Reflexbewegungen aller Wahrscheinlichkeit nach unbedeutenden Abänderungen unterworfen sind« (ebd., S. 42) – in der Tat verdient dies Erwähnung, ist damit doch ein bedeu-

gungen und Verhaltensweisen, die dann durch Wiederholung zur Gewohnheit, zu einer Art Reflex werden – im skizzierten Beispielfalle des Erschreckens mit nach wie vor unterstellbarem Nutzen, im Falle anderer Beispiele ohne diesen Nutzen, also jedenfalls unabhängig von der Frage, ob sie nützlich sind oder nicht –, werden schließlich drittens von einer Generation auf die nächste vererbt. (Für Darwin bestand bekanntlich keine Schwierigkeit darin, so wie Lamarck auch die Vererbung ontogenetisch erworbener Verhaltensweisen anzunehmen. Da der der Vererbung zugrundeliegende Mechanismus noch unentdeckt war, konnten Darwin und seine Zeitgenossen nicht wissen, daß die Vererbung auf phylogenetisch »erworbene« – also durch blinde Mutation zufällig entstandene – Eigenschaften beschränkt bleibt.)

Soviel zum ersten Prinzip, dem Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten. Zur Illustration noch zwei Beispiele: »Junge Katzen, junge Hunde, junge Schweine und wahrscheinlich viele andre junge Thiere stossen mit ihren Vorderfüssen gegen die Milchdrüsen ihrer Mütter, um eine reichlichere Milchabsonderung zu erregen oder sie zum Fliessen zu bringen. Es ist nun bei jungen Katzen sehr gewöhnlich und durchaus nicht selten bei alten Katzen der gewöhnlichen und der persischen Rassen, (welche manche Naturforscher für specifisch verschieden halten,) dass sie, wenn sie gemüthlich auf einem warmen Shawle oder auf einem andern weichen Gegenstande liegen, diesen ruhig und abwechselnd mit ihren Vorderfüßen beklopfen; ihre Zehen sind ausgebreitet und die Krallen leicht vorgestreckt, genau so, als wenn sie an ihrer Mutter saugten. Dass dies dieselbe Bewegung ist, zeigt sich deutlich daraus, dass sie zu derselben Zeit häufig einen Zipfel von einem Shawle in ihr Maul nehmen und daran saugen, wobei sie meist ihre Augen schliessen und vor Entzücken schnurren. Diese merkwürdige Bewegung wird gewöhnlich nur in Association mit der Empfindung einer warmen weichen Oberfläche erregt. Ich habe aber eine alte Katze gesehen, welche sich freute, dass ihr Rücken gekratzt wurde, und nun die Luft mit ihren Füßen in ganz derselben Weise klopfte, so dass diese Handlung beinahe der Ausdruck einer angenehmen Empfindung geworden ist« (Darwin 1872, S. 47 f.). Die Erklärung dieser Beobachtung durch das Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten sähe also etwa folgendermaßen aus: Ein Individuum, etwa eine junge Katze, stößt

tendes Merkmal der »konditionierten Reaktion« angesprochen, welches im behavioristischen Denken nicht zuletzt eingeführt wurde (und notwendig ist), um – unter der Annahme, daß sämtliches menschliches Lernen sich durch die behavioristischen Lerngesetze erklären läßt, also nichts anderes als Konditionierungsprozesse darstellt – überhaupt zu erklären, wie *neues*, also abweichendes Verhalten »in die Welt kommt«, wie also überhaupt Entwicklung denkbar ist.

intentional und willentlich mit den Vorderfüßen abwechselnd gegen die Milchdrüsen der Mutter – führt den sogenannten Milchtritt aus –, um die Milchabsonderung zu befördern. Während dieser (nützlichen) Handlung liegt zudem eine angenehme Empfindung, ein Wohlbefinden vor. Durch Wiederholung wird das in Rede stehende Verhalten zur Gewohnheit, zum Reflex, der nun immer dann auftritt, wenn sich eine Empfindung einstellt, die dem Wohlbefinden in der »Entstehungssituation« hinreichend ähnelt – nunmehr unabhängig davon, ob das Verhalten in der konkreten Situation nützlich ist oder nicht (also ungeachtet der Tatsache, daß der behagliche Schal auch bei beharrlichster Bearbeitung keine Milch geben wird). Die so erworbene – und zum *Ausdruck* für etwas gewordene – Verhaltensweise wird nunmehr vererbt. Bei der Reformulierung am konkreten Beispiel werden die Schwächen des Prinzips besonders deutlich: Sie liegen – metaphorisch gesprochen – am Anfang und am Ende des postulierten Zusammenhanges. Das Ende betreffend ist mittlerweile eben bekannt, daß erworbene Verhaltensweisen nicht vererbbar sind. Und was den Anfang angeht, so tauchen Schwierigkeiten auf, sich jene »Ur-Katze«, jenes »Ur-Kätzchen« vorzustellen, welches *intentional* »milchtritt«, weil dies nützlich ist.

Ein weiteres, den Menschen betreffendes Beispiel (obwohl auch dasjenige der sich lustvoll benagenden und den Wärter beim Striegeln beißenden Pferde reizvoll ist, vgl. ebd., S. 46): »Wie GRATIOLET bemerkt, wird ein Mensch, welcher eine ausgesprochene Ansicht heftig zurückweist, beinahe mit Sicherheit seine Augen schliessen oder sein Gesicht abwenden; nimmt er aber den Satz an, so wird er als Bejahung mit dem Kopfe nicken und seine Augen weit öffnen. In dem letztern Falle handelt er so, als wenn er die Sache ganz deutlich sähe, im erstern Falle, als ob er sie nicht sähe oder nicht sehn wollte. [...] Dr. DUCHENNE macht die Bemerkung, [...] dass, wenn eine Person sich auf Etwas zu besinnen versucht, sie häufig die Augenbrauen in die Höhe zieht, als wenn sie das Gesuchte sehen wollte. [...] Ich bemerkte, wie eine junge Dame, welche eifrig versuchte, sich des Namens eines Malers zu erinnern, zuerst nach der einen Ecke der Zimmerdecke und dann in die entgegengesetzte Ecke hinaufsah, wobei sich die Augenbraue der betreffenden Seite emporwölbte, obgleich natürlich da oben nichts zu sehen war« (ebd., S. 33). Eine Reformulierung der betreffenden Beobachtungen unter Zuhilfenahme des Prinzips zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten kann mittlerweile sicher entfallen.

Das zweite Prinzip, mit dem Darwin die Entwicklung der Emotionsausdrücke erklärt, ist das *Prinzip des Gegensatzes*: »Gewisse Seelenzustände führen zu bestimmten gewohnheitsgemässen Handlungen, welche, nach unserm ersten Princip, zweckmässig sind. Wenn nun ein direct entgegengesetzter Seelenzustand herbeigeführt wird, so tritt eine sehr starke und unwillkürliche Neigung zur Ausführung von Bewegungen einer direct

entgegengesetzten Natur ein, wenn auch dieselben von keinem Nutzen sind [und es nie waren, A. K.], und derartige Bewegungen sind in manchen Fällen äusserst ausdrucksvoll« (Darwin 1872, S. 28 f.). Wenn also der Milchtritt bei Katzen als Ausdruck des Wohlbehagens seine Wurzel in einem zweckmäßigen »Bearbeiten« der Milchdrüsen der Mutter hat, welches dann durch Gewohnheit quasi »selbständig« wird, dann wäre durch dieses zweite Prinzip des Gegensatzes ein Emotionsausdruck für den entgegengesetzten Gemütszustand – also für ausgeprägtes Unbehagen – bereits dann erklärt, wenn er aus »entgegengesetzten« Bewegungen oder entgegengesetztem Verhalten bestünde.¹⁰

Darwin erläutert das zweite Prinzip freilich an geeigneteren Beispielen als an demjenigen des Milchtritts; ein Beispiel sei zur Verdeutlichung wiedergegeben. Betrachten wir zunächst die Beschreibung einer Katze, die sich zum Kampfe vorbereitet und dementsprechend in angriffslustiger oder aggressiver »Gemütsverfassung« zu sein scheint: »Das Thier nimmt eine kauernde Stellung an, der Körper ist ganz ausgestreckt und der Schwanz wird entweder ganz oder nur die Spitze von einer Seite zur andern geschwungen oder gekrümmt. Das Haar ist nicht im mindesten aufgerichtet. [...] Bereitet es sich aber zum Kampfe vor, dann tritt der Unterschied [zum Verhalten beim Beutefang, A. K.] ein, dass die Ohren dicht nach hinten gedrückt werden; der Mund wird zum Theil geöffnet und zeigt die Zähne; die Vorderfüsse werden gelegentlich mit vorgestreckten Krallen vorgestossen, und gelegentlich stösst das Thier ein wütendes Knurren aus. [...] Alle oder beinahe alle diese Handlungen sind, wie hernach erklärt werden wird, eine natürliche Folge der Art und Weise, wie die Katze ihren Feind angreift, und der Absicht dies zu thun« (Darwin 1872, S. 56). (Die Haltung einer angriffslustigen Katze wird, wie durch meine Einfügung bereits angedeutet, von der Haltung einer zornigen oder wütenden Katze abgegrenzt.) Die beschriebene Haltung einer angriffslustigen Katze ist für sich genommen zweckmäßig: Die kauernde Stellung ermöglicht den schnellen, verzögerungsarmen Sprung auf den Gegner, der sich schwingende oder krümmende Schwanz verweist bereits auf das folgende, dritte Prinzip (vgl.

- 10 Eine Schwäche dieses Prinzips besteht in dem sich eröffnenden Spielraum der Willkür: Denn was ist das Gegenteil des »Milchtritts«? Ist das Gegenteil des abwechselnden Stoßens mit den Vorderfüßen das abwechselnde Stoßen mit den Hinterfüßen, das gleichzeitige Stoßen mit den Vorderfüßen, das Stillhalten der Vorderfüße und Bewegen des sonstigen Körpers, oder was sonst? Das Gegenteil von etwas ist eben nur dann genau zu benennen, wenn es sich um den einen Vertreter eines kontradiktorischen oder zumindest polar-konträren Begriffspaares handelt; dazu gehören jedoch die Wörter und Begriffe, mit denen wir Bewegungen und Verhalten *beschreiben* gar nicht oder nur sehr bedingt. Das Gegenteil einer schnellen Bewegung mag eine langsame Bewegung sein, aber was ist das Gegenteil eines Stabhochsprungs?

unten), die Ohren werden nach hinten an den Kopf gedrückt, um sie vor Verletzungen zu schützen usw. Für diese und die gleich behandelte »entgegengesetzte« Haltung finden sich hübsche und illustrative Abbildungen in Darwins Buch. Es folgt die Beschreibung einer Katze »in einer gerade entgegengesetzten Stimmung« (ebd., S. 56 f.), »während sie sich recht zuneigungsvoll fühlt und ihren Herrn liebkost. Man beachte hier, wie entgegengesetzt dabei ihre ganze Haltung in jeder Hinsicht ist. Sie steht jetzt aufrecht mit dem Rücken leicht gekrümmt, was das Haar ziemlich rauh erscheinen lässt, ohne dass es sich jedoch sträubt; anstatt dass der Schwanz ausgestreckt gehalten und von der einen zur andern Seite geworfen wird, wird derselbe vollständig steif und fast senkrecht in die Höhe gehalten; die Ohren sind aufrecht und gespitzt; das Maul ist geschlossen, und das Thier reibt sich an seinem Herrn mit einem Schnurren statt eines Knurrens«¹¹ (ebd., S. 57). Für die beschriebene Haltung wird nun keinerlei Zweckmäßigkeit mehr proklamiert; sie erklärt sich nach dem zweiten Prinzip alleine aus dem Gegensatz zur – für sich genommen zweckmäßigen – Haltung beim (ebenfalls entgegengesetzten) »Gemütszustand« der Angriffslust. Ein weiteres, ganz analoges Beispiel wird für den Hund im Zustand der »wilden und feindseligen Stimmung« (ebd., S. 51) und im entgegengesetzten der »demüthigen und zuneigungsvollen« (ebd., S. 53) skizziert; Unterschiede in der Haltung angriffslustiger Hunde und Katzen – sowie ihrer Haltung beim jeweils entgegengesetzten Gemütszustand – werden mit dem unterschiedlichen Jagd- und Beuteverhalten der beiden Tiere in Zusammenhang gebracht.

Ergänzend bemüht sich Darwin um weitere Beispiele für die Wirkung des Prinzips des Gegensatzes auch aus dem Bereich menschlichen Ausdrucksverhaltens, die jedoch vermittelter und mitunter weniger überzeugend ausfallen – bspw. die von den Zisterziensermönchen entwickelte Gebärdensprache betreffend (vgl. ebd., S. 61) –, und wirft die Frage auf, wie sich die Fälle, in denen ein ausdruckshaftes Zeichen unter der Wirkung des ersten Prinzips zustandegekommen ist, welches dann nach dem zweiten Prinzip sein eigenes Gegenteil sozusagen in die Welt brachte, unterscheiden lassen von denjenigen Fällen, in denen zwei »Zeichen, welche offenbar zu einander im Verhältniss des Gegensatzes stehen, beiderseits als selbstständige Bezeichnungen entstanden zu sein« scheinen (ebd., S. 62), von

11 Wenn hier das Schnurren als Gegenteil des Knurrens aufgefaßt wird, dann illustriert dies nochmals, wie problematisch die Rede vom Gegenteil in allen Fällen ist, in denen ihr nicht ein kontradiktorisches oder polar-konträres Begriffspaar zugrundeliegt. Schnurren und Knurren sind ja nicht naturwüchsig »Gegenteile«, sondern – wenn wir sie überhaupt so verstehen – wohl erst auf der Grundlage unserer Kenntnis (und unseres Verständnisses) der Situationen, in denen sie jeweils auftreten.

den Fällen also, in denen entgegengesetzte »Gemütszustände« *jeweils* unter der Wirkung des ersten Prinzips zu entgegengesetzten Emotionsausdrücken führen. (Diese Abgrenzung fällt erwartungsgemäß, da muß nicht erst an den Exkurs über den problematischen Begriff der biologischen Funktion erinnert werden, schwer.)

Damit komme ich zum dritten und letzten Prinzip: dem Prinzip, »dass Handlungen durch die Constitution des Nervensystems verursacht werden, von Anfang an unabhängig vom Willen und in einer gewissen Ausdehnung unabhängig von Gewohnheit. – Wenn das Sensorium stark erregt wird, so wird Nervenkraft im Überschusse erzeugt und in gewissen bestimmten Richtungen fortgepflanzt, welche zum Theil von dem Zusammenhange der Nervenzellen, zum Theil von Gewohnheit abhängen, oder die Zufuhr der Nervenkraft kann allem Anscheine nach unterbrochen werden. Es werden hierdurch Wirkungen hervorgebracht, welche wir als expressive anerkennen. Dieses dritte *Princip* kann der Kürze wegen das *der directen Thätigkeit des Nervensystems* genannt werden« (Darwin 1872, S. 29, Hervorhebung A. K.). Sehen wir einmal ab von zeitgebundenen, heute antiquiert wirkenden Vorstellungen wie derjenigen von der »Nervenkraft«:¹² Wollten wir das »Prinzip der direkten Thätigkeit des Nervensystems« paraphrasieren, so könnten wir es wohl dasjenige der »Hardware-« oder »Bauartbedingten Ausdrucksbewegungen« nennen. Ausdrucksbewegungen lassen sich nach diesem Prinzip erklären, weil der Organismus (und sein Nervensystem) so beschaffen ist, wie er nun mal beschaffen ist – das dritte Prinzip rückt damit in die Nähe einer »Restkategorie«, die sich immer dann anbietet, wenn weder das erste noch das zweite Prinzip einen Beitrag zu einer Erklärung leisten kann. Gemeint ist eine Restkategorie von der Sorte, die lückenhafte und unvollständige Aufzählungen quasi »mit Gewalt« in eine logisch abgeschlossene Klasse verwandeln; also bspw. eine Zuordnung nach Farben betreffend: »blau«, »rot«, »gelb«, »sonstige Farben«. Der Fairneß halber ist jedoch hinzuzufügen, daß Darwin das dritte Prinzip nicht in der Funktion als Restkategorie bemüht; wo er im folgenden auf das dritte Prinzip zur Erklärung von Ausdrucksbewegungen zurückgreift, bemüht er sich meist, jene »bauartbedingte« Verursachung näher zu spezifizieren, z. B. indem er darauf hinweist, daß ein bereits erklärtes und ein zu erklären-

12 Vorstellungen, für die sich nichtsdestoweniger teilweise durchaus zeitgenössische Entsprechungen finden lassen, etwa »Aktionspotentialfrequenz« – Entsprechungen, die aller (historischen) Erfahrung nach ihrerseits irgendwann antiquiert wirken werden, für Vorstellungen, die leicht erklärlich und noch leichter entschuldbar werden, wenn man sich vor Augen führt, daß zentrale Mechanismen der Erregungsleitung, die heute nahezu zur Allgemeinbildung gehören, noch nicht im Detail bekannt waren.

des Phänomen (Bewegung) durch unterschiedliche Muskelgruppen vollzogen wird, die von ein und demselben Nerven innerviert werden.

Ein Beispiel für die Wirkung des dritten Prinzips sieht Darwin etwa im Zittern der Muskeln bei »Einwirkung der Kälte auf die Oberfläche« (ebd., S. 68) oder durch Fieber, »im Delirium tremens und andern Krankheiten, durch allgemeinen Kräftenangel im hohen Alter, durch Erschöpfung nach übermäßiger Ermüdung« (ebd.) und anderem mehr – da wir heute (zumindest bei Kälte) eher einen »Nutzen« des Zitterns vor Augen haben (nämlich die Wärmeproduktion), überzeugt das Beispiel nur noch bedingt. Ein anderes Beispiel erblickt er im Ausdruck der Freude (auch das Herumalbern könnte mit angesprochen sein): »Bei übergrosser Freude oder sehr lebendigem Vergnügen ist eine starke Neigung zu verschiedenen zwecklosen Bewegungen und zur Äusserung verschiedener Laute vorhanden. Wir sehen dies an unsern kleinen Kindern in ihrem lauten Lachen, dem Zusammenschlagen der Hände und dem Hüpfen vor Freude, in dem Springen und Bellen eines Hundes, wenn er mit seinem Herrn ausgehen will, und in den muntern Sprüngen eines Pferdes, wenn es auf ein offnes Feld gelassen wird. Freude beschleunigt die Cirkulation und diese reizt wieder das Gehirn, welches umgekehrt wieder auf den ganzen Körper zurückwirkt. Die eben erwähnten zwecklosen Bewegungen und die vermehrte Herzthätigkeit kann zum hauptsächlichsten Theile auf den erregten Zustand des Sensoriums [...] und auf den davon abhängigen nicht geleiteten Überschuss von Nervenkraft bezogen werden, wie Mr. HERBERT SPENCER behauptet« (ebd., S. 77).

Nun sieht Darwin freilich nicht diese »Gemütsbewegung« durch dieses Prinzip, jenen Emotionsausdruck durch ein weiteres verursacht: Bei der Erklärung jedes Emotionsausdruckes arbeiten die genannten Prinzipien (sowie ggf. weitere, noch ungenannte »nahe analoge Prinzipien« [Darwin 1872, S. 83]) zu unterschiedlichen Anteilen (potentiell) zusammen. Für dieselbe Bewegung können teilweise unterschiedliche Prinzipien erklärend herangezogen werden; außerdem ist denkbar, daß eine komplexe Bewegung (bzw. ein komplexer Emotionsausdruck) aus verschiedenen Einzelbewegungen zusammengesetzt ist, für die jeweils unterschiedliche Prinzipien zur Erklärung verwandt werden. Es sei ein letztes Beispiel gegeben, welches abschließend nochmals die drei nunmehr erläuterten Prinzipien illustriert, vor allem aber auch ihr Zusammenspiel bei der Erklärung von Emotionsausdrücken vorführt. Es geht nochmals um eine gereizte und zum Kampfe bereite Katze, die bekanntlich mit dem Schwanz oder dem Schwanzende zuckt: »Dafür dass der Schwanz herumgeschlagen oder von der einen zur anderen Seite gekrümmt wird, lässt sich keine Ursache mit Gewissheit nachweisen. [...] Es möchte fast scheinen, als wenn im Zustand starker Erregung eine nicht zu controlirende Begierde nach einer Bewe-

gung irgend welcher Art existire, welche eine Folge davon ist, dass Nervenkraft von dem erregten Sensorium reichlich frei gemacht wird, und dass, da der Schwanz frei herabhängt und seine Bewegungen die allgemeine Stellung des Körpers nicht stören, dieser gekrümmt und umhergeschlagen wird. [Hier wird auf das dritte Prinzip recurriert, A. K.] Alle Bewegungen einer Katze im zuneigungsvollen Gemüthszustande finden sich in vollkommenem Gegensatze zu den eben beschriebenen. [Hier ist natürlich das zweite Prinzip in Anspruch genommen, A. K.] Jetzt steht sie aufrecht mit leicht gekrümmtem Rücken, den Schwanz senkrecht in die Höhe gehalten und die Ohren aufgerichtet und sie reibt ihre Backen und Seiten an ihrem Herrn oder ihrer Herrin. Die Lust, sich an irgend Etwas zu reiben, ist bei Katzen in diesem Seelenzustande so stark, dass man oft sehen kann, wie sie sich gegen Stühle oder Tischbeine oder Thürpfosten reiben. Diese Art und Weise, ihre Zuneigung auszudrücken, entstand wahrscheinlich ursprünglich durch Association [und demzufolge nach dem ersten Prinzip, A. K.] wie bei dem Hunde daher, dass die Mutter ihre Jungen pflegt und hätschelt, und vielleicht auch daher, dass sich die Jungen untereinander lieben und miteinander spielen« (ebd., S. 128 f.).

Die grundlegenden Mechanismen, mit denen Darwin die Entstehung der Emotionsausdrücke erklärt, dürften damit hinreichend deutlich geworden sein – auch in ihren heutzutage eher abwegigen oder entlegen erscheinenden Anteilen (die oft gar nicht mehr rekonstruiert werden; vgl. etwa Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1997, etwa S. 53 f. für das zweite, von Darwin »recht unklar formuliert[e]«, und das dritte Prinzip). Überblicken wir nun Darwins Ansatz in seiner Gesamtheit, stellt sich die Frage, auf welche Weise unser Vorhaben davon profitieren kann.

2.1.4 Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen

Zunächst ist festzuhalten, daß Darwins Untersuchungen im Grunde genommen keine Emotionstheorie darstellen, sondern (wenn schon eine Theorie, dann) eine Theorie des Emotionsausdruckes. Darwins Theorie dennoch als ersten Vertreter eines psychologisch orientierten Abrisses früher Emotionstheorien zu behandeln, ist gleichwohl aus zweierlei Gründen gerechtfertigt: erstens aufgrund des Einflusses, den Darwins »Pionierarbeit« hatte, auch wenn sie diesen Einfluß nicht unmittelbar entfaltete (vgl. zur Rezeption von Darwins Werk z. B. Meyer, Schützwohl und Reisenzein 1997, S. 59 ff.). Wie angedeutet begründete er zwei Forschungslinien, die bis in die Gegenwart hinein eine bedeutende Rolle innerhalb der Emotionspsychologie spielen. Bei diesen Forschungsfeldern handelt es sich zum einen um die Frage nach der Universalität oder Kulturspezifität von Gefühlen (vgl.

Ekman 1973), zum anderen um ihre Untersuchung, indem man den gestischen und vor allem mimischen Ausdruck als »Zugangsweg« nutzt (vgl. z. B. die Beiträge in Scherer & Ekman 1982). Dabei kann man natürlich die erstere Frage mit der letzteren Methode angehen, wie es bspw. Ekman vielfach (vgl. etwa 1988 und die dortige Biographie S. 253 ff.) tut. Sie läßt sich jedoch auch anders, z. B. vergleichend sprachwissenschaftlich, bearbeiten – etwa mit den im einzelnen ganz unterschiedlichen Vorgehensweisen Wierzbickas (z. B. 1992, 1995), Kövecses' (z. B. 1990, 1995) oder Mees' (1991). Und der als zweites genannte »empirische Zugangsweg« über Gestik und Mimik läßt sich natürlich auch unabhängig von der Frage nach der Universalität von Gefühlen nutzen, etwa in Untersuchungen zur Entwicklung der Gefühle (vgl. etwa Geppert & Heckhausen 1990).

Zweitens aber – und dieser Punkt ist noch wichtiger – formulierte Darwin seine Theorie des Emotionsausdruckes *als ob* es sich um eine Theorie der Emotion handle. Eine mögliche Diskrepanz zwischen dem gezeigten »Ausdruck der Gemütsbewegung« und einer Gemütsbewegung selbst wird von Darwin nicht im geringsten reflektiert – dies ist umso erstaunlicher, als seine ansonsten äußerst präzisen, detailreichen, aber auch sensiblen (um nicht rundheraus zu sagen: humor- oder sogar liebevollen) Beobachtungen und Schilderungen noch heute nicht nur ein offenes Ohr, sondern höchste Anerkennung verdienen. Die mangelnde Reflexion einer solchen (möglichen) Diskrepanz ist eine Tatsache, für die ich schlechterdings keine Erklärung beibringen kann. Sicherlich verfolgte Darwin ganz andere Ziele; dies allein reicht jedoch als Erklärung nicht aus. Daß auch der religiöse Darwin – der erbitterten Kritik seiner Gegner, der Kreationisten zum Trotz – in einer von Gott »durchwalteten« Welt lebte, in der Täuschung und Heuchelei nicht als spezifische Formen des sozialen Miteinanders oder gar als sublimale Form sozialer Kompetenz, sondern immer schon als Residualbereiche, als Abfall vom rechten Wege auftauchten, mag ein weiterer Hinweis sein – eine Erklärung ist auch dies nicht. Nichtsdestoweniger finden sich für dieses also unerklärliche Faktum beeindruckende Belege: Selbst wo ansatzweise Täuschung als Täuschung angesprochen ist (etwa beim Gefühlsausdruck von Kindern in bestimmten Situationen), führt das nicht zu einem Bedenken der Diskrepanz zwischen Gefühl und Gefühlsausdruck, sondern lediglich zu Überlegungen hinsichtlich der Rückmeldung des ausgedrückten Gefühls auf das wahrgenommene bzw. erlebte Gefühl, die sich unschwer als Vorläufer der Kernthese der James-Langeschen Emotionstheorie auffassen lassen (vgl. Kapitel 2.3). Als Beispiel – zunächst für Stellen, an denen Darwin eine mögliche Diskrepanz zwischen Ausdruck und Erleben thematisiert, ohne jedoch diese Diskrepanz zum Gegenstand systematischer Überlegungen zu machen – sei angeführt: »Die Bewegungen des Ausdrucks verleihen unsern gesproche-

nen Worten Lebhaftigkeit und Energie. Sie enthüllen die Gedanken und Absichten Anderer wahrer als es Worte thun, welche gefälscht werden können« (Darwin 1872, S. 374). Nun können freilich auch Emotionsausdrücke gefälscht werden – ein »falsches Lächeln« macht das schnell klar. Weitere Beispiele, in denen zudem die Nähe zu James' Grundthese deutlich wird, finden sich nicht weit entfernt: »Der freie Ausdruck einer Gemüths-erregung durch äussere Zeichen macht sie intensiver. Auf der anderen Seite macht das Zurückdrängen aller äussern Zeichen, so weit dies möglich ist, unsere Seelenbewegungen milder« (ebd.). »Selbst das Heucheln einer Gemüths-erregung erregt dieselbe leicht in unserer Seele« (ebd., S. 375) – hier wird sogar das Heucheln konzediert, umso verwunderlicher ist es, daß nirgendwo systematisch über den Unterschied zwischen Gefühl und Gefühlsausdruck nachgedacht wird. (Die Überlegungen zur »Rückwirkung« des Gefühlsausdruckes auf das Gefühl werden unten im Kapitel 2.3 zu James wieder aufgenommen, vgl. etwa S. 256, Fußnote 65.) Ein weiteres Indiz für diesen verblüffenden Mangel – die fehlende Differenzierung von Gefühl und Gefühlsausdruck – und zugleich ein Beleg dafür, daß es gerechtfertigt ist, Darwins Entwurf als Emotionstheorie zu bewerten, da über Emotionsausdrücke gesprochen wird, *als ob* sie Emotionen seien, liefert die Tatsache, daß aus Verhaltensweisen bei Tieren, die so erscheinen, als seien sie Emotionsausdrücke, auch umstandslos auf das Vorhandensein der entsprechenden Gefühle geschlossen wird – und das bis hinab in das Reich der Insekten. Hierfür findet sich eine große Zahl an Beispielen, willkürlich herausgegriffen seien die folgenden: »Der Löwe richtet im Affecte der Whut seine Mähne empor« (ebd., S. 97). »Freut sich der *Cebus Azarae* [...], dass er eine geliebte Person wiedersieht, so bringt er einen eigenthümlichen kichernden Laut hervor« (ebd., S. 135). Oder eben: »Selbst Insecten drücken Zorn, äusserste Furcht, Eifersucht und Liebe durch ihre Stridulation aus« (ebd., S. 359). Wo immer also eine Diskrepanz zwischen Emotion und Emotionsausdruck zur Sprache kommt, geschieht dies nur implizit: »Das Zurückziehen der Ohren ist gleichfalls bei jungen Kätzchen zu sehen, wenn sie in ihren Spielen mit einander kämpfen, ebenso bei erwachsenen Katzen, wenn sie *wirklich* wild werden« (ebd., S. 112, Hervorhebung A. K.). Wie gesagt (und mittlerweile hinreichend deutlich gemacht) – es ist frappierend, daß diese und eine ganze Reihe vergleichbarer Stellen nirgendwo Reflexionen über den Unterschied zwischen Gefühl und Gefühlsausdruck nach sich ziehen! Wie dem auch immer sei – Darwin wählt einen (vor dem Hintergrund des in Kapitel 1.1.1 Gesagten) im engeren Sinne empirischen Zugang zum Gefühl. Symbolisierungen im Medium der Sprache spielen dabei eine vernachlässigbare Rolle, Darwin wählt den mimischen und gestischen Ausdruck von Gefühlen als »Medium des Zugriffs« (auch wenn er diesen

Ausdruck dann, wie soeben skizziert, vorschnell mit dem Gefühl selbst identifiziert).

Tatsächlich finden sich eine Reihe von Beobachtungen, aus denen man lediglich weitergehende (oder überhaupt erst) Schlüsse zu ziehen brauchte, um im Resultat zu einem breiteren, bunteren – und letztlich interessanteren – Bild zu gelangen, als es dasjenige darstellt, welches uns von manchen allzu schlichten Darwin-Adepten präsentiert wird – und dies betrifft nicht nur die Suche nach all demjenigen, welches eben bereits bei Darwin nicht vererbt und nicht angeboren ist. »Die Empfindungen, welche man zärtlich nennt, sind schwer zu analysiren; sie scheinen aus Zuneigung, Freude und besonders aus Sympathie zusammengesetzt zu sein« (ebd., S. 219) – was hätte hier näher gelegen, als über »komplexe« Gefühle nachzudenken und darüber, wie sie sich (diachron oder synchron) aus einzelnen Teilgefühlen oder auch anderen Elementen zusammensetzen könnten (vgl. Kapitel 1.1.4)? Darwin interessiert sich für den angesprochenen (zärtlichen) »Gefühlskomplex« jedoch vor allem im Hinblick auf den Tränenfluß, den dieser mitunter zur Folge hat. »Die lebhaftere Rückerinnerung an unsere frühere Heimat oder an längst vergangene glückliche Zeiten verursacht sehr leicht die Füllung unserer Augen mit Thränen. Aber auch hier tritt sehr naturgemäss der Gedanke ein, dass diese Zeiten niemals wiederkehren werden. In derartigen Fällen können wir sagen, dass wir mit uns selbst in unserm jetzigen Zustande sympathisiren im Vergleich mit unserm frühern Zustande« (ebd., S. 219 f.). Hier ließen sich verallgemeinernde Überlegungen über die Rolle der Erinnerung anschließen (vgl. Kapitel 1.1.4). »Sympathie scheint eine besondere und verschiedene Gemüths-erregung darzustellen; sie ist besonders geneigt, die Thränendrüsen zu reizen. [...] Das Gefühl der Sympathie wird gewöhnlich durch die Annahme erklärt, dass wenn wir von dem Leiden eines Andern hören oder dasselbe sehen, die Idee des Leidens in unsrer eigenen Seele so lebhaft wachgerufen wird, dass wir selbst leiden. Diese Erklärung ist aber kaum genügend, denn sie gibt keinen Aufschluss über die innige Verbindung zwischen Sympathie und Zuneigung. [...] Bei dem Leiden eines geliebten Freundes, hat so mancher Mann Thränen vergossen, aus dessen Augen keines seiner eignen Leiden eine Thräne auspressen würde« (ebd., S. 220 f.).¹³ Böten sich hier nicht zwanglos Überlegungen über den Objektbezug von Gefühlen an (vgl. Kapitel 1.1.5)? Und da wir nun gerade beim Weinen sind: »Da Kinder und Frauen viel reichlicher weinen als Männer und da erwachsene Personen beiderlei Geschlechts nur selten weinen, ausgenommen bei geistiger Trübsal, so können wir einsehen, warum man die Gram-Muskeln, wie es meiner Meinung nach der Fall ist, viel häufiger bei Kindern und Frauen in Thätig-

13 »Seine Augen waren feucht vor Mitgefühl« (Hammett 1976, S. 34).

keit sieht, als bei Männern, und bei erwachsenen Personen beiderlei Geschlechts nur in Fällen geistiger Trübsal« (ebd., S. 194); »Bei Erwachsenen und besonders denen des männlichen Geschlechts hört das Weinen bald auf, durch körperlichen Schmerz verursacht zu werden oder solchen auszudrücken. Dies kann dadurch erklärt werden, dass es für schwächlich und unmännlich gehalten wird, wenn Männer, sowohl civilisirter als barbarischer Rassen, körperlichen Schmerz durch irgend welche äusserliche Zeichen zu erkennen geben. [...] Auch bei civilisirten Nationen Europas besteht in der Häufigkeit des Weinens ein grosser Unterschied. Engländer weinen selten, ausgenommen unter dem Drucke des heftigsten Kummers, während in einigen Theilen des Continents die Menschen viel leichter und reichlicher Thränen vergiessen« (ebd., S. 156). Hier öffnet Darwin im weitesten Sinne geschlechts- wie kulturdifferenzierenden bzw. -theoretischen Überlegungen Tür und Tor. (Überlegungen, die er dann freilich nicht selbst anstellt, die jedoch – und das zu zeigen ist mir ein Anliegen – an seine Deskriptionen und, ein ganzes Stück weit, auch an sein »theoretisches Modell« »anschlußfähig« sind.) Weitere Beispiele für interkulturelle *Varianz*, bei denen entsprechend die Konvention gegenüber der Vererbung in den Vordergrund tritt, sieht Darwin etwa in der Andacht – einem »Gefühl«, daß wir heute nicht mehr umstandslos als Gefühl betrachten würden, jedenfalls weit weniger noch als die Ehrfurcht – und dem Küssen. Im Falle der Andacht läßt sich der Blick nach oben, der sie nicht selten begleitet, nach Darwin nicht erfolgreich mit dem Nach-oben-wenden der Augen in anderen Zuständen, z. B. dem des Schlafes, in Verbindung bringen; »so ist die Bewegung wahrscheinlich eine conventionelle – das Resultat des gewöhnlichen Glaubens, dass der Himmel, die Quelle der göttlichen Gewalt, zu der wir beten, über uns gelegen ist. Eine demüthige knieende Stellung mit erhobenen und in einander gelegten Händen« (Darwin 1872, S. 223) konnte Darwin ebenfalls bei »aussereuropäischen Menschenrassen« (ebd.) nicht finden. Zur Erklärung dieser Geste zitiert er – gewissermaßen zähneknirschend, weil die Stellung so »eine der slavischen Unterwürfigkeit« (ebd.) wird – Wedgwood: »When the suppliant kneels and holds up his hands with the palms joined, he represents a captive who proves the completeness of his submission by offering up his hands to be bound by the victor. It is the pictorial representation of the Latin *dare manus*, to signify submission« (Wedgwood 1866, S. 146). In dem Maße, in dem diese Erklärung nun eben nicht mehr auf Physiologie, sondern auf Kulturgeschichte rekurriert, wird auch das erklärte Verhalten von einem »natürlichen« zu einem »kulturellen« (was natürlich nicht ohne Folgen für die heranzuziehenden Formen der Erklärung bleibt). Daß sich der Ausdruck der Andacht aus anderen Quellen speist als etwa derjenige der Freude oder der Überraschung, gestattet es Darwin im übrigen auch, die Andacht selbst anders zu betrachten:

»Denn es ist sehr zweifelhaft, ob Empfindungen, welche wir jetzt als andachtsvolle auffassen, die Herzen von Menschen bewegten, als sie in vergangenen Zeiten noch in einem uncivilisirten Zustande verharreten« (ebd., S. 224).

Was nun das Küssen anbelangt: Bekanntlich ist auch dieser »Ausdruck einer Gemütsbewegung« nicht unter allen Menschen verbreitet. Darwin erkennt das durchaus – »JEMMY BUTTON, der Feuerländer, sagte mir, dass diese Gewohnheit in seinem Vaterlande unbekannt sei. Sie ist gleichfalls unbekannt bei den Neu-Seeländern, den Eingeborenen von Tahiti, den Papuas, den Australiern, den Somalis von Afrika und den Eskimos« (Darwin 1872, S. 218) –, sieht jedoch in diesem Fall eine dahinter oder zugrundeliegende Disposition, welche ihrerseits »eingeboren oder natürlich« (ebd.) sei, nämlich »mit einer geliebten Person in nahe Berührung zu kommen« (ebd.). »In verschiedenen Theilen der Welt wird es [das Küssen, A. K.] durch das Reiben der Nasen aufeinander ersetzt, so bei den Neu-Seeländern und Lappländern, oder durch das Reiben oder Klopfen der Arme, der Brust oder des Bauches, oder, dass der eine sein eigenes Gesicht mit den Händen oder Füßen des andern streichelt. Vielleicht dürfte die Gewohnheit, als ein Zeichen der Zuneigung auf verschiedene Theile des Körpers zu blasen, von demselben Grundsatz abhängen« (ebd.). Hier verschränken sich demnach Natur und Kultur in der Erklärung eines Emotionsausdruckes.

Mit den bislang angeführten Beispielen – etwa den Objektbezug von Gefühlen oder die Frage nach ihrer »natürlichen« bzw. »kulturellen« Herkunft betreffend – erschöpft sich der »Steinbruch Darwin« für unsere Zwecke noch nicht. Gefühle müssen bspw. nicht oder nicht unmittelbar mit Handlungen verbunden sein; Gefühle können also eine, müssen aber keine »motivierende« Komponente haben, wie sich mit Darwin gegen Scherer und auch Kleinginna und Kleinginna (vgl. Kapitel 1.3.2 bzw. 1.3.1) einwenden läßt: »Ein Mensch kann sein Herz mit Hass oder dem schwärzesten Verdachte erfüllt haben oder von Neid und Eifersucht zernagt sein: da aber diese Gefühle nicht sofort zu Handlungen führen und sie gewöhnlich eine Zeit lang anhalten, so werden sie auch durch kein äusserliches Zeichen sichtbar, ausgenommen, dass ein Mensch in diesem Zustande sicherlich nicht gemüthlich und gut gelaunt erscheint. Wenn diese Gefühle in äusserliche Handlungen umschlagen, so nimmt Wuth ihre Stellung ein und wird deutlich gezeigt« (Darwin 1872, S. 80). Neid muß also nicht zu Handlungen führen, und wenn er es tut, dann liegt womöglich gar kein Neid mehr vor, sondern bspw. Wut. (Neid kann auch durch »kein äusserliches Zeichen sichtbar« [Darwin 1872, S. 80] sein – eine weitere Stelle, an der Reflexionen über die Diskrepanz zwischen Emotion und Emotionsausdruck einsetzen hätten können. Zudem ist – da der Neid sich erst als Wut äußert –

das Problemfeld des sich in der Zeit gestalthaft entfaltenden Gefühls angesprochen. Für letzteres folgt gleich ein besseres Beispiel.)

Auch für Darwin also muß ein Gefühl nicht unbedingt eine bestimmte – oder auch nur irgendeine – Handlung »motivieren«, es muß noch nicht einmal mit einem bestimmten Ausdruck einhergehen – und es kann oben-drein, wie das folgende Beispiel zeigt, über die Zeit hinweg einen gewissen, regelhaften Verlauf nehmen: »Mehrere andre Seelenzustände scheinen anfangs aufregend zu sein, werden aber bald bis zu einem äussersten Grade niederschlagend. Wenn eine Mutter plötzlich ihr Kind verliert, so ist sie zuweilen vor Schmerz wie wahnsinnig und muss als sich in einem aufgeregten Zustande befindend betrachtet werden. Sie läuft wild umher, zerzaust sich das Haar oder die Kleider und ringt ihre Hände. [...] Sobald der Leidende sich dessen vollständig bewusst wird, dass nichts mehr gethan werden kann, nimmt Verzweiflung oder tiefer Kummer die Stelle des wahnsinnigen Schmerzes ein. [...] Ist der Schmerz sehr heftig, so führt er sehr bald äusserste Niedergeschlagenheit oder Erschöpfung herbei« (Darwin 1872, S. 81 f.). Nicht nur die Spuren einer Auffassung des zeitlichen Verlaufs bestimmter, komplexer »Gefühlsgestalten« lassen sich bei Darwin aufnehmen, es finden sich schließlich sogar Beispiele für eine Rede vom Gefühl nicht eigentlich als Gefühl, sondern als Persönlichkeitsmerkmal, als Disposition, wie wir sie in Kapitel 1.2.3 differenziert hatten. Da, wie angedeutet, eine mögliche Diskrepanz zwischen Emotion und Emotionsausdruck nicht reflektiert wird, da Darwin also umstandslos aus dem Vorhandensein eines Emotionsausdruckes auf die zugehörige Emotion (auch bei Tieren) schließt, finden sich entsprechende Beispiele auch aus dem Tierreich – wo sie besonders auffällig werden, etwa wenn von einer »furchtsamen Pintscherhündin« (ebd., S. 125) die Rede ist, oder aber von einem »Bastard-Goldfinken von sehr zorniger Disposition« (ebd., S. 100).

Was ist nun der Ertrag einer Relektüre Darwins, insbesondere im Hinblick auf den Einsatz der im ersten Kapitel entfalteten und »geschärften« Begrifflichkeit? Einmal ganz abgesehen davon, daß eine solche Relektüre wohl auch dann ihre Berechtigung hätte, wenn sie bestimmte Aspekte zurück in die Aufmerksamkeit holen könnte, die – obwohl integraler Bestandteil von Darwins Ansatz – nicht in jeder Rekonstruktion dieses Ansatzes den Raum erhalten, der ihnen eigentlich zustünde (wie etwa die skizzierten drei Prinzipien, insbesondere das zweite und dritte). Einen weiteren Ertrag, der ebenfalls nicht erst durch Rückgriff auf das in Kapitel 1 Entwickelte zustandekommt, darf sicherlich geltend machen, wer Darwin liest, um so manches vorschnell vereinfachte und begradigte Bild sozusagen hier zu krümmen und dort zu verkomplizieren, um es so dem Modell, nach dem es gemalt wurde, wieder anzunähern: So scheint mir der Raum, den Darwin gerade auch dem nicht angeborenen Emotionsausdruck, der

»Konvention«, dem Erlernen, Erworbenen, dem kulturspezifischen und interkulturell variablen Verhalten bzw. Handeln einräumt, durchaus größer zu sein, als es in den Rufen derjenigen zum Ausdruck kommt, die Darwin aufs Schild gehoben haben und ihn nunmehr unbeirrt durch die Straßen tragen. Kurz: Man sollte Darwin umgehend aus der Gewalt der Evolutionstheoretiker befreien. (Und eine Relektüre, die dazu beiträgt, wäre dann eben nicht nur berechtigt, sondern geradezu – um im Bild zu bleiben – ein längst überfälliger Akt der Humanität.)

Aber gibt es darüber hinaus einen spezifischen Ertrag der Relektüre Darwins für das in Kapitel 1 Erarbeitete? Zunächst setzt es in Erstaunen (und dann in Freude), wie viele der vorab unternommenen Differenzierungen und Klärungen sich in Darwins akribischen Beobachtungen und Beschreibungen wiederfinden lassen. Dies ist durchaus Bestätigung; es ist ein erstes Indiz für die Gültigkeit und Tragfähigkeit der entwickelten Unterscheidungen (die sich eben bereits bei Darwin finden und auf eine systematische Entfaltung warten). Eine Relektüre Darwins erbringt also zunächst einmal ein gerüttelt Maß an Unterstützung für das im ersten Kapitel dargelegte – wenn man so will – Gerüst oder Skelett einer Emotionstheorie.

Aber auch umgekehrt eröffnet sich eine interessante Frage: Hatten die Vorarbeiten in Kapitel 1 einen Einfluß auf die Relektüre Darwins? Es liegt auf der Hand, daß es maßgeblich die Sensibilisierung durch die vorab geleisteten Differenzierungen und Abgrenzungen ist, die es überhaupt erst ermöglicht, in Darwins Werk die Hinweise und Spuren zu lesen, die wir als Unterstützung für die eine oder andere Überlegung im ersten Kapitel auffassen dürfen. (Die Arbeit »nah am Text«, das ausführliche Wiedergeben von Originalzitaten, soll es nichtsdestoweniger erleichtern, auch eine andere, abweichende Auffassung zu entwickeln und zu vertreten.) Kurz: Zumindest was Darwin angeht, haben die Vorüberlegungen eine doppelte Bewährungsprobe bestanden. Viele ihrer zentralen Aussagen haben sich an einer Reihe von Details bestätigt, umgekehrt haben sie uns anleiten können, mit dem Resultat, einen zumindest hier und da neuartigen Blick auf Darwin zu erhaschen.